



TEXT: ROBIN DROEMER; ILLUSTRATION: JOACHIM SPERL

Gut sein für lau

Sich freiwillig und ohne Vergütung für andere Menschen oder gute Zwecke einzusetzen, das widerspricht der Logik des Homo oeconomicus, des eigennützig motivierten Menschen. Warum tun wir es dennoch – wieso engagieren wir uns?

Stellen Sie sich vor, Ihr Arbeitgeber steht kurz vor dem Ruin. Um das Unternehmen zu retten, hat er sich innovative Sparmaßnahmen überlegt: Statt Sie zu entlassen, macht er Ihnen das Angebot, ganz normal weiterarbeiten zu dürfen – allerdings ohne Gehalt. Ihr Chef hat nämlich mitbekommen, dass Sie gerade geerbt haben und nicht dringend auf das Einkommen angewiesen sind. Würden Sie das Angebot annehmen? Ob Sie zum Nulltarif schufteten, hängt höchstwahrscheinlich von Ihrem Verhältnis zu Ihrer Arbeit ab. Wer seinen Beruf liebt, wird das Angebot vielleicht annehmen. Was aber, wenn es sich um eine ungeliebte Tätigkeit handelt? Dann würde sich wohl kaum jemand ohne Bezahlung abmühen. Erstaunlicherweise existiert neben dem Berufsalltag ein gesellschaftlicher Bereich, in dem diese ökonomischen Regeln nicht gelten: der Bereich des sozialen Engagements. Hier arbeiten Menschen oft hart, ohne Geld dafür zu erwarten – und das auch noch freiwillig und gern. Sie trainieren Jugendmannschaften, kochen für Obdachlose oder übersetzen Formulare für ausländische Nachbarn – auf unentgeltlicher, ehrenamtlicher Basis.

D

as Wort »Engagement« leitet sich aus dem Französischen ab und bedeutet »Verpflichtung«. Bis vor nicht allzu langer Zeit verstand man Engagement vor allem als politisch motivierte Angelegenheit. Doch man kann sich auf unterschiedlichste Weise engagieren, darunter auch sozial oder ökologisch. Besonders das soziale Engagement ist philosophisch interessant, da es der ökonomischen Logik des

Eigennutzes am meisten widerspricht.

Politisches Engagement bewegt sich stets im Spannungsfeld zwischen Gemein- und Privatwohl. Man sucht mit seinem Engagement die Lebensbedingungen zu verbessern. Manchmal für andere, manchmal für sich selbst, oft beides zugleich. Sei es, indem man Unterschriften sammelt für ein liberales Asylrecht oder eine Bürgerinitiative gründet für die Einführung einer 30er-Zone. Im Gegensatz zum sozialen Engagement besitzt politisches Engagement einen mittelbaren Charakter. Es ist Anstoß, Aufruf und Ursache des Wandels. Soziales Engagement hingegen bleibt meist zwischenmenschlich und direkt. Und wird so selbst zum Vollzug der Veränderung.

Nicht von ungefähr ist das politische Engagement auf dem Rückzug. Die immer noch niedrige Wahlbeteiligung bei der diesjährigen Bundestagswahl macht dies nur allzu deutlich. Dabei ist die junge Generation nicht unpolitischer als frühere. Sie hat nur zunehmend das Vertrauen in die Gestaltungskraft innerhalb des etablierten Politikbetriebes verloren. Angesichts der globalen und komplexen Verstrickungen heutiger Missstände ist dieser Trend nur allzu verständlich: Schließlich hat >

ENGAGEMENT ZEICHNET SICH DADURCH AUS, DASS ES FREIWILLIG GESCHIEHT.

es die moderne Demokratie so an sich, Veränderungen nur im Trippelschritt voranzubringen. Und während die deutsche Politik sich schon an verhältnismäßig kleinen Themen wie einem vegetarischen Tag in der Woche zerreibt, bleibt sie bei den großen Problemen unserer Zeit oft plan-, taten- und wirkungslos.

Dabei gibt es genügend Gründe aufzubegehren: Unsere Daten werden von ausländischen Geheimdiensten gespeichert. In Guantánamo foltert man auf Befehl einer demokratischen Regierung. Durch den Kauf von Smartphones, die seltene Erden enthalten, finanzieren wir indirekt einen Bürgerkrieg und die Kinderarbeit im Kongo. Drohnen morden ohne völkerrechtliche Legitimation. Die Meere werden überfischt und verschmutzt. Angesichts dieser multikausalen Verkorkstheit erscheint es fast illusorisch, den großen Wandel durch sein individuelles politisches Engagement erzwingen zu wollen. Denn selbst der engagierteste Bürger kann immer nur bis zu einem gewissen Punkt vordringen, an dem er die Handlungsmacht dann an höhere Institutionen abgeben muss.

DER AMERIKANISCHE ÖKONOM Albert O. Hirschman folgerte daraus, dass der wirklichen Beteiligung des Bürgers so strikte Grenzen gesetzt sind. Egal wie viele Unterschriften gesammelt werden, keine Bewegung kann direkt mehr leisten, als einen weiteren politischen Prozess anzustoßen. Solange wir also nicht entweder unsere Erwartungen beschränken oder sich die Gestaltungsmacht des Einzelnen erweitert, wird politisches Engagement immer von Enttäuschung begleitet sein.

Im Gegensatz zum politischen Engagement ist die Bereitschaft zum sozialen Engagement nach wie vor hoch. Das liegt vermutlich daran, dass, wer sich sozial engagiert, aktiv etwas tut und tun kann. Wer sich sozial engagiert, absolviert in gewisser Weise einen sozialen Dienst. Und dieser ist immer eine aktive Praxis. Es reicht nicht, am Stammtisch über ausgebuchte Kindertagesstätten zu schimpfen. Engagiert ist vielmehr derjenige, der an seinem freien Tag die Nachbarskinder hütet, statt sich in den Garten zum Lesen zu legen. Sozial engagiert zu sein bedeutet dabei auch, Opfer zu bringen. Meistens ist es die eigene (Frei-)Zeit, auf die der Engagierte verzichtet – ein

kostbares Gut im »Zeitalter der Beschleunigung«, wie der Soziologe Hartmut Rosa unsere Epoche jüngst erneut charakterisierte. Politisches Engagement gibt es somit auch bereits in der Fast-Food-Variante: Apps und Webseiten wie »Campact.de« versprechen politisches Engagement (fast) ohne Zeitaufwand. »Campact.de« etwa bietet ein buntes Angebot weltverbessernder Kampagnen, die man durch ein paar Klicks unterstützen kann. Gebündelt werden die Unterschriften dann als Appelle an politische Entscheidungsträger herangetragen.

Neben einem sonst jedoch meist zeitintensiven Einsatz zeichnet sich Engagement vor allem dadurch aus, dass es freiwillig geschieht. Erzwungenes Engagement gibt es so wenig wie eckige Kreise. Die Freiwilligkeit verleiht dem sozialen Engagement darüber hinaus eine besondere Symbolkraft. Wenn ich wahrnehme, dass jemand freiwillig seine Zeit opfert, um mir zu helfen, eröffnet sich eine Dimension der Anerkennung, die vielleicht verschlossen bliebe, wenn der Helfer lediglich seinen ungeliebten Beruf ausübt. Was letztendlich alles unter den Begriff des Engagements fällt, ist dabei nur in Grenzbereichen strittig – wenn überhaupt. Weitaus kontroverser aber ist die Frage, warum Menschen sich überhaupt engagieren. Wieso strengen wir uns freiwillig so an?

Ein immer noch weit verbreitetes Modell zur Erklärung unserer Handlungen ist der Homo oeconomicus. In dieser spieltheoretischen Konzeption wird der Mensch als ein prinzipiell egoistisch motiviertes Wesen gedeutet. Seine Entscheidungen hängen ab vom Verhältnis des erwarteten Nutzens zu den anfallenden Kosten. Sich freiwillig und ohne Bezahlung sozial engagieren? Nach dem Homo-oeconomicus-Modell eine Anti-Handlung. Wie viel Geld könnte man schließlich in den Stunden verdienen, in denen man Senioren erklärt, wie man sicher im Internet surft?

Doch so leicht lässt sich die egoistische Motivation nicht beiseiteschieben: Denn Nutzen muss nicht notwendigerweise etwas Materielles sein. In anderer Form kann soziales Engagement durchaus lohnenswert sein. Der Paradefall ist der betont zupackende Politiker, der freundlich in die Kameras lächelt, während er vermeintlich Gutes tut – natürlich mit dem Ziel, Wählerstimmen zu gewinnen. Ein Grundstein für die neue Schule hier, ein Vereinsfest da, schon ist man in der Gunst der Wähler ein Stück gestiegen. Doch auch für Nicht-Wahlkämpfer kann sich soziales Engagement auszahlen. Wer ein Jahr im freiwilligen Dienst absolviert, peppt damit den Lebenslauf auf: Man kann jetzt schriftlich nachweisen, dass man ein guter

Mensch ist. Und selbst Arbeitgeber können ihren Marktwert steigern, indem sie in soziale Projekte investieren. Das ist zumindest das Ergebnis einer aktuellen Studie des Personaldienstleisters Orizon GmbH. Etwas mehr als 70 Prozent der Befragten gaben an, dass soziales Engagement einen Arbeitgeber attraktiv mache.

DOCH SIND WIR WIRKLICH nur durch den eigenen Vorteil motiviert? Dem berechnenden Rationalisten steht klassischerweise der Altruist gegenüber. Sein Handeln zielt nicht auf eigenen Nutzen, sondern auf das Wohlergehen des anderen. Der Begriff Altruismus geht zurück auf den französischen Philosophen und Mitbegründer der Soziologie Auguste Comte (1798–1857). Comte machte sich stark für eine moralische Lebenseinstellung im Sinne eines »vivre pour autrui«, eines Für-den-anderen-leben. Die spieltheoretischen Abwägungen von Nutzen und Kosten werden dabei in ihr Gegenteil verkehrt: Altruistisch handelt, wer dem anderen hilft, obwohl er keinen Nutzen für sich daraus zieht. Zweimal die Woche eine Jugendmannschaft zu trainieren, kostet Zeit und Kraft. Wirklich sozial engagierte Menschen verhalten sich also anscheinend altruistisch: Sie engagieren sich, damit es anderen besser geht.

Handelt es sich bei diesem Verhalten aber wirklich um noble Selbstlosigkeit? Steckt nicht in der altruistischen Handlung immer auch ein versteckter Eigennutz? Viele sozial engagierte Menschen berichten, dass ihr Einsatz ihnen etwas zurückgibt. Wenn sie jemandem helfen, fühlen sie sich glücklich und zufrieden, manchmal fast euphorisch. Allan Luks, der ehemalige Geschäftsführer der New Yorker Hilfsorganisation »Big Brothers Big Sisters«, nennt dieses Gefühl »Helper's High«, das Hochgefühl des Helfers. Durch die Ausschüttung von Endorphinen kann der Helfer einen regelrechten Rausch erleben, ähnlich der Wirkung einer Droge. Angesichts dieses Genusses scheint auch der überzeugte Altruist für sein Handeln belohnt zu werden. Dabei muss es sich nicht notwendigerweise um ein High handeln. Manchmal wird der Helfer lediglich mit einem guten Gewissen oder durch Dank entlohnt. Beides ist eng mit dem Begriff der Anerkennung verknüpft – wobei es sich wohl um die stärkste Währung handelt, die das menschliche Leben zu bieten hat.

Selbst das christliche Konzept der Nächstenliebe schießt mit einem Auge auf diese indirekte Bezahlung. Zwar sagt Jesus: Tue Gutes und sprich nicht darüber. Doch damit entsagt der Christ bloß der weltlichen Anerkennung. Denn Jesus sagt auch: »Dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten.« Der brave Christ weiß also, dass Gott seine guten Taten bemerkt – und was könnte genussvoller sein als Anerkennung von >

BEGRIFFE

ENGAGEMENT ≠ GUT

Soziales Engagement ist nicht notwendigerweise mit einer guten Tat verknüpft. Man kann sich ebenso aus moralisch verwerflichen Gründen sozial engagieren. Auch Neonazis veranstalten Zeltlager für Kinder, in denen diesen auf spielerische Weise faschistisches Gedankengut nahegebracht wird. Vielleicht sind die Veranstalter selbst sogar überzeugt, aus altruistischen Gründen zu handeln. Solche gefährlichen, verdrehten Weltansichten beweisen, dass der Begriff des sozialen Engagements von der intuitiven Verbindung mit dem Guten gelöst werden muss.



AUGUSTE COMTE

Auf das Schaffen des französischen Philosophen und Religionskritikers gehen zahlreiche große Begriffe zurück, so gilt er als Begründer der Soziologie und des Positivismus. Auguste Comte (1798–1857) attestierte der menschlichen Gesellschaft eine stufenförmige Entwicklung, die in der vollständigen Ablösung der Religion durch die Wissenschaften gipfelt. In seinem Ideal einer positivistischen Gesellschaft bildet die gegenseitige Menschenliebe statt der Religion die Grundlage moralischen Handelns. So entwarf er den Begriff des Altruismus.

höchster Stelle? Dank und Anerkennung sind eindeutig mehr als kleine Aufwandsentschädigungen – und widerlegen so das Prinzip der totalen Uneigennützigkeit. Ob ich mich zu PR-Zwecken engagiere oder das gute Gefühl beim Helfen genieße – am Ende erhalte ich in beiden Fällen etwas für meine Anstrengung.

Dennoch existiert ein eindeutiger Unterschied zwischen Egoisten und Altruisten: Während der eigene Vorteil für den Egoisten den Zweck seines Engagements darstellt, ist die Belohnung für den Altruisten nur eine angenehme Begleiterscheinung. Man denke nur an Deutsche, die im Zweiten Weltkrieg unter großer Gefahr Verfolgte versteckten. Es ist kaum vorstellbar, dass diese Menschen lediglich auf ein etwaiges Glücksgefühl in ungewisser Zukunft wetteten. Wahrscheinlicher ist, dass sie schlichtweg helfen wollten, getrieben vom Mitgefühl für den anderen. Dass die Helfer hinterher trotzdem glücklich und stolz waren, ändert nichts an ihren ursprünglichen Beweggründen. Denn selbst wenn altruistisches Handeln guttut, bleibt es durch den Einsatz für den anderen motiviert. Die unterschiedlichen Motive des Engagierten sind nicht nur für ihn von Bedeutung. Sie können sich ebenfalls auf den Empfänger des sozialen Engagements auswirken.

Stellen wir uns vor, zwei junge Männer arbeiten als Freiwillige in einem Haus der Jugend. Sie helfen bei Hausaufgaben und beschäftigen die Kinder mit Spielen und Ausflügen. Während Egon sich nur engagiert, um seine Chancen auf einen Platz an einer Eliteuniversität zu erhöhen, will Alfred vor allem Jugendliche unterstützen, die sich sonst mit Gewalt und Drogen die Zeit vertreiben. Alfred und Egon engagieren sich aus unterschiedlichen Motiven und doch mit dem gleichen Resultat. Zwar arbeitet Egon hauptsächlich zu seinem eigenen Vorteil – helfen tut er den Jugendlichen aber genauso wie Alfred.

Steht am Ende einer Handlung dasselbe Ergebnis, sind die Motive in pragmatischer Hinsicht sekundär. Trotzdem handelt es sich um äußerst unterschiedliche Handlungen. Wenn man sich aus egoistischen Gründen engagiert, verkommt das Engagement nämlich zum bloßen Mittel. Man hilft nur, um einen Vorteil für sich selbst herauszuschlagen. Anerkennung und Respekt für den anderen werden bloß vorgetäuscht oder im schlimmsten Fall gar nicht erst vermittelt. Gerade diese Aspekte machen soziales Engagement jedoch so einzigartig und wichtig.

Die Art und Weise, in der Engagement Anerkennung vermittelt, lässt sich in etwa vergleichen mit der Wirkung einer Postkarte aus dem Sommerurlaub. Selten transportiert dieses

Medium literarische Ergüsse oder wertvolle Neuigkeiten. Der Inhalt ist fast immer zweitrangig. In Wirklichkeit geht es um einen Ausdruck des Andenkens an den Empfänger. Man sagt: Du bedeutest mir etwas. Obwohl du nicht da bist, denke ich an dich. Das Glücksgefühl, das eine Postkarte auslösen kann, beginnt daher auch nicht erst beim Lesen, sondern bereits beim Aus-dem-Briefkasten-Fischen. Als Symbol vermittelt die Postkarte Wertschätzung so eindeutig, dass sie oft schon zu wirken beginnt, bevor man den Absender kennt.

Die Symbolkraft der Postkarte lässt sich theoretisch auch für egoistische Zwecke manipulieren – genauso wie soziales Engagement. Man könnte beispielsweise eine Karte an seine reiche Großtante verschicken, nur um sich in der Erbhierarchie möglichst gut zu positionieren. Wenn der Erbschleicher seine Karte glaubwürdig formuliert, kann seine Methode durchaus erfolgreich sein. Allerdings würden wir nicht zögern, sein Verhalten als unmoralisch zu bewerten. Er benutzt seine Tante als reines Mittel, um sich zu bereichern. Dafür bedient er sich der Täuschung, wenn nicht sogar der Lüge.

BEI SOZIALEM ENGAGEMENT spielt der »Inhalt« natürlich eine tragendere Rolle als die Grußworte auf einer Postkarte. In Hamburg wurden diesen Sommer achtzig afrikanische Flüchtlinge in einer Kirche im Stadtteil St. Pauli aufgenommen. Anwohner und Gemeindemitglieder organisierten die Verpflegung und eine Wäschekette, bis der Status der Flüchtlinge geklärt ist. Sogar ein Türsteher entschloss sich dazu, das Lager jeden Abend gegen ungebetenen Besuch – etwa von Rechtsradikalen – abzusichern. Bei dieser Form sozialen Engagements ist die konkrete Hilfeleistung extrem wichtig – schließlich geht es um die Befriedigung von Grundbedürfnissen. Nicht unterschätzen sollte man jedoch auch die Wirkung der Anerkennung, die durch das Engagement transportiert wurde. Soziale Wertschätzung ist eine notwendige Grunderfahrung, die maßgeblich zur Bildung der eigenen Identität beiträgt. Die Frage »Wer bin ich?« lässt sich nicht beantworten ohne die Einbindung in eine

DURCH EGOISTISCHE GRÜNDE VERKOMMT DAS ENGAGEMENT ZUM BLOSSEN MITTEL.

Gemeinschaft. Gerade diese Integration kann soziales Engagement leisten. Hilfebedürftige werden so nicht nur unterstützt, sondern auch in ihrem sozialen Status als wertvolles Mitglied einer Gemeinschaft bekräftigt.

DIESE EIGENSCHAFT DES ENGAGEMENTS ist auch deshalb von Belang, weil sie eine mögliche Antwort liefert auf die Frage, warum man sich überhaupt engagieren sollte. Insbesondere konservative Denker aller Zeiten wie der irische Philosoph Edmund Burke (1729–1797) oder der amerikanische Soziologe Robert Nisbet (1913–1996) verweisen so auf die Vorteile sozialen Engagements. Im Einsatz für andere sehen sie einen sozialen Grundpfeiler, dessen Verstaatlichung die meisten sozialen Konflikte erst verursacht hat. In Amerika werden diese Ansichten heute noch von Anhängern der Tea-Party-Bewegung vertreten. Aber auch in Deutschland warnte die Kirche im Jahre 1891 zur Einführung der Rentenversicherung vor dem Verlust des gesellschaftlichen Zusammenhaltes, falls die Altersfürsorge in staatliche Hände gelegt würde. Die Angst der konservativen Kräfte ist durchaus verständlich. Eine Welt ohne zwischenmenschliches Einstehen füreinander wäre sicherlich eine kalte Welt. Bürokratische und anonyme Verwaltungen tun sich meist schwer im Transport sozialer Wertschätzung.

Aus dem Szenario einer Welt ohne Engagement folgt aber nicht notwendigerweise, dass der Wohlfahrtsstaat zurückgefahren werden müsste. Schließlich wird durch staatliche Unterstützung soziales Engagement nicht verhindert, sondern ergänzt. Der Sozialstaat reagiert mehr auf einen Mangel an freiwilliger Hilfeleistung, als dass er ihn hervorruft. Man muss sich nur vorstellen, was passieren würde, wenn sich niemand fände, der sich um altersschwache Nachbarn kümmert. Dann müsste jemand einspringen, der vielleicht keine Zeit und Lust dazu hat. Gerade durch ein Ausbleiben staatlicher Hilfe kann soziale Hilfe so zum Zwang werden – womit es im strengen Sinne gar kein Engagement wäre. Es ist wahrscheinlich, dass so eine soziale Hilfe keine Anerkennung vermittelt. Der Sozialstaat hingegen kann sogar ein Nährboden für Engagement sein, indem er für den Ernstfall vorsorgt und ein zwangsfreies Klima schafft, in welchem Engagement gedeihen kann, indem man Gutes tut und anderen Menschen hilft – und zwar gerade dann, wenn man gar nicht müsste.

Engagement kann also dazu beitragen, das Wohl von Menschen und Gemeinschaften zu steigern. Die Möglichkeiten dazu beginnen vor der eigenen Haustür, Grenzen gibt es kaum. Ob man dem Nachbarsjungen Mathe-Nachhilfe gibt oder das Brunnenbauprojekt in Äthiopien unterstützt: Anerkennung ist eine Währung, die überall auf der Welt akzeptiert wird. ■

LEKTÜRE

Albert O. Hirschman
ENGAGEMENT UND ENTÄUSCHUNG
Suhrkamp, 1988

*Kluge Analyse unserer zyklischen
Wechselhaftigkeit zwischen öffentlicher
Beteiligung und dem Rückzug ins
Private*



Allan Luks, Peggy Payne
WER HILFT, GEWINNT
Herder, 2000
*Luks verteidigt die These, dass helfen
die eigene emotionale, aber auch
physische Gesundheit fördert.*



Adam Grant
GEBEN UND NEHMEN
Droemer, 2013
*Versuch eines Paradigmenwechsels:
Altruisten sind im Beruf erfolgreicher
als Egoisten.*